

Naoise Mac Sweeney (ed.), *Foundation Myths in Ancient Societies. Dialogues and Discourses*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2014. Pp. 239. ISBN 978-0-8122-4642-1, \$69.95.

“Beginnings are important” – mit diesen Worten leitet die Herausgeberin treffend den hier zu besprechenden Sammelband über Gründungsmythen in antiken Gesellschaften ein. Die Autorinnen und Autoren fragen in ihren Beiträgen in diesem Sinn nach der Bedeutung und Funktion von Geschichten über den Ursprung in antiken Kulturen. Wie der Untertitel des Buches bereits verrät, steht dabei der Dialog zwischen verschiedenen Erzählungen, die in einer Gemeinschaft kursierten, im Mittelpunkt. Es geht in den Beiträgen demnach nicht darum, präzise historische Kenntnisse über die Anfänge zu ermitteln. Vielmehr sollen „foundation discourses“ einer Gruppe, Stadt oder Gemeinschaft bestimmt werden, indem unterschiedliche Mythen und deren Wechselwirkungen identifiziert sowie, wenn möglich, konkreten soziopolitischen bzw. historischen Kontexten zugeordnet werden.

Der Sammelband schließt damit an die intensive Forschung der letzten Jahre zur Erinnerungskultur in der Antike an.¹ Zugleich soll mit den „foundation discourses“ ein Konzept angeboten werden, auf das auch zukünftige Studien als Analysekategorie zurückgreifen können. In ihrer Einleitung (1–19) führt Naoise Mac Sweeney dementsprechend allgemein in das Thema ein und verortet das Konzept der „foundation discourses“ in der Forschungsgeschichte. Auch wenn sie dabei die Positionen positivistischer und konstruktivistischer Forscher bzgl. der Gründungsmythen etwas zu stark kontrastiert, überzeugen ihre Ausführungen insbesondere aufgrund der treffenden historischen Beispiele aus Ionien, bei denen sie ihre eigenen Forschungsergebnisse referiert.²

Die einzelnen Beiträge widmen sich in der Folge in Fallstudien verschiedenen Epochen und Regionen der Antike. Dabei wenden sich Lieve Donnellan (41–70) und Susanne Turner (71–102) einzelnen griechischen Poleis zu. Erstere beschäftigt sich mit den Gründungsmythen, die zum sizilischen Naxos kursierten. Die Analyse literarischer, numismatischer und archäologischer Quellen zeigt dabei, dass viele verschiedene Versionen parallel existierten, ohne dass dies antike Zeitgenossen irritierte. Überzeugend kann Donnellan nachweisen, dass die nicht-sizilischen, literarischen Traditionen zwar Unterschiede aufweisen, alle aber die Ursprünge der Polis in einem weiteren Kontext verorteten und mit dem griechischen Mutterland in Beziehung setzten. Demgegenüber deuten materielle Zeugnisse darauf, dass in Naxos selbst lokale Bezüge von weit größerer Bedeutung waren und mit Hilfe der Vergangenheit Verbindungen zu benachbarten Poleis betont wurden. Susanne Turner kann in ähnlicher Weise für die

¹ Vgl. stellvertretend Lee E. Patterson, *Kinship Myth in Ancient Greece*. Austin 2010; Beate Dignas and R.R.R. Smith (eds.), *Historical and Religious Memory in the Ancient World*, Oxford 2012; John Marincola, Lloyd Llewellyn-Jones and Calum Maciver (eds.): *Greek Notions of the Past in the Archaic and Classical Eras. History without Historians*. (Edinburgh Leventis Studies, 6.) Edinburgh 2012.

² Siehe Naoise Mac Sweeney, *Foundation Myths and Politics in Ancient Ionia*. Cambridge 2013.

Darstellung von Theseus im klassischen Athen anhand literarischer und bildlicher Zeugnisse nachzeichnen, dass mehrere Versionen über dessen Herkunft im Umlauf waren. Je nach Situation oder Intention konnte so entweder Poseidon oder Aigeus als Vater benannt werden, um die Verbundenheit der Athener mit ihrem Land oder aber mit dem Meer zum Ausdruck zu bringen.

Zwei Beiträge beschäftigen sich mit der hellenistischen Zeit. Rachel Mairs wendet sich dabei der Region Baktrien zu (103–28). Für die Autorin deuten die archäologischen Funde aus der Stadt Ai Khanoum darauf hin, dass gerade die Nachkommen der ersten griechisch-makedonischen Siedler ihre hellenische Identität hervorhoben und hierfür Verbindungen nach Delphi betonten. Dieser Gründungsmythos trat so im 3. Jh. v. Chr. neben ältere lokale und achämenidische Traditionen sowie neben den Bezug auf Alexander. Während die Ausführungen von Mairs zwar durchaus einleuchten, aber aufgrund der Quellenlage in einigen Punkten spekulativ bleiben, kann Daniel Ogden für sein Fallbeispiel Alexandria auf eine breite literarische Überlieferung zurückgreifen (129–150). Er weist überzeugend nach, dass die Erzählung über Alexander, der die Störung des Baus von Alexandria durch eine Schlange unterband und anschließend das Heiligtum für den Agathos Daimon errichten ließ, verschiedene Traditionen zusammenführte. So identifiziert er Elemente griechischer, ägyptischer und jüdischer Mythen ebenso wie Aspekte aus der Überlieferung zu Alexander und aus den Berichten über dessen andere Stadtgründungen. Die Erzählung sprach daher die unterschiedlichen Gruppen in Alexandria an und konnte diesen als gemeinsamer Gründungsmythos dienen.

Mit seinem Beitrag zu den *Tabulae Iliacae* wendet sich Michael Squire dem kaiserzeitlichen Rom zu (151–189). Ähnlich wie in seinen vorherigen Untersuchungen³ interpretiert Squire die Tafeln dabei nicht als Ausdruck einer Gründungsgeschichte Roms im Sinne der julisch-claudischen Dynastie. Vielmehr betont er, dass sich die bildlichen Darstellungen hier von „offiziellen“ Versionen aus augusteischer Zeit unterscheiden und zudem eine klare Bildführung fehle. Daher deutet er die Tafeln als Instrumentarien, die es Einzelnen im privaten Rahmen ermöglichten, alternative Erzählungen zu kreieren und damit Diskurse über die Anfänge Roms trotz der versuchten Steuerung von oben in Ansätzen fortzuführen.

Zwei weitere Beiträge erweitern den Fokus über die griechisch-römische Kultur hinaus. Hierbei vergleicht Irad Malkin die Rolle und Bedeutung des auswärtigen Gründers in hellenischen und hebräischen Quellen (20–40). Obwohl auswärtige Gründer in Mythen beider Kulturen auftauchen, unterscheidet sich die Erinnerung an sie stark. Während die hebräische Tradition sie in eine lineare Erzählung über die Vergangenheit einbaute und mit ihrem Auftreten etwas Neues bzw. einen Bruch mit Vorherigem verband, wurden Oikisten in den griechischen Poleis in ein weitverzweigtes System von Mythen und Geschichten integriert, ohne dass sich insgesamt ein kohärentes bzw. widerspruchsfreies Bild der Geschichte ergab. Malkin zeigt mit seinem Beitrag so erneut,

³ Siehe Michael Squire, *The Iliad in a Nutshell. Visualizing Epic on the Tabulae Iliacae*, Oxford 2011.

wie stark sich hebräische und griechische Konzeptionen von Vergangenheit unterschieden. Ähnlich eindrucksvoll gelingt es Alfred Hirt in seinen Ausführungen (190–226), die Darstellung verschiedener Gründungsmythen auf Münzen aus Tyros verschiedenen historischen Ereignissen und Konstellationen zuzuordnen. So bemühte sich die Stadt im Anschluss an den Verlust ihres Status als Metropolis unter Elagabal auf der einen Seite, sich durch Bezüge auf Kadmos und die Gründung Karthagos in die griechisch-römische Mythenwelt einzuschreiben. Auf der anderen Seite präsentierte sie sich als römische Kolonie oder betonte ihre phönizische Identität. Durch Bezüge auf unterschiedliche Mythen sollten der Statusverlust ausgeglichen und zugleich verschiedene Adressatenkreise angesprochen werden.

Den Abschluss des Sammelbandes bilden ein kurzer Epilog von Robin Osborne (227–233) sowie ein knapper Index. Insgesamt liegt hier ein gelungener Sammelband vor, der insbesondere durch eine einheitliche Ausrichtung und Fragestellung überzeugt. In der Mehrzahl der Beiträge gelingt es den Autorinnen und Autoren zudem immer wieder, den Leser durch treffende Einzelanalysen zum Weiterdenken anzuregen. Dabei zeigt sich einmal mehr, dass in der griechischen und teilweise auch in der römischen Welt viele verschiedene und durchaus in manchen Aspekten flexibel (aus)gestaltbare Geschichten nebeneinander existierten, ohne dass dies Anstoß erregte. Allerdings ist diese Erkenntnis nicht so neu, wie in einigen Passagen des Buches suggeriert wird. Zudem sollte sie nicht wie hier auf Gründungsmythen beschränkt werden, sondern lässt sich auf den gesamten Bereich der Vergangenheit übertragen. Eines aber ist klar: Falls sich in Zukunft das Konzept der „past discourses“ durchsetzt, hatte der Sammelband einen gewichtigen Anteil daran.

MARIA OSMERS,
LEHRSTUHL FÜR ALTE GESCHICHTE, JULIUS-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT WÜRZBURG.
maria.osmers@uni-wuerzburg.de